

## Elisabethen-Hospiz in Darmstadt

Bau und Einrichtung des Hospizes werden etwa 1,5 Millionen Euro kosten



*Das geplante Hospiz auf dem Gelände des Elisabethenstifts bekommt keinen Extra-Bau, sondern wird im Erdgeschoss der beiden gelb markierten Neubauten auf der linken Seite untergebracht. (DE-Grafik: Gerhard Berger)*

Die Aktion „ECHO hilft!“ unterstützt in diesem Jahr den Bau des stationären Hospizes in Südhessen. Es entsteht in Darmstadt auf dem Gelände des Elisabethenstifts in unmittelbarer Nähe zum Krankenhaus und verschiedenen Einrichtungen der Altenpflege. Zwölf Hospizbetten bieten todkranken Menschen die Chance auf ein Lebensende in Würde.

Bau und Einrichtung des Hospizes werden etwa 1,5 Millionen Euro kosten.

Die ECHO-Zeitungen bitten um Spenden, um dieses Bauprojekt voranzutreiben.

### Das Spendenkonto:

Elisabethen-Hospiz gGmbH  
Kontonummer: 20 28 468  
Bankleitzahl: 508 501 50  
Institut: Sparkasse Darmstadt

In das Feld „Verwendungszweck“ der Überweisung schreiben Sie bitte das Stichwort „ ECHO hilft“ sowie ins selbe Feld Namen und Anschrift des Spenders mit Straße und Wohnort.

Etwa so:

„ECHO hilft“, Max Mustermann,  
Eichenweg 7, 64289 Darmstadt

### Gespendete Summe in Euro (Stand 11.11.2008):

**2 6 6 0 5 . 0 0**

Alle Spender, die ihre Anschrift angegeben haben, erhalten per Post eine Spendenbescheinigung vom Evangelischen Hospizverein. Im ECHO und in „ECHO-Online“ werden alle Spender mit Namen, Wohnort und Spendenbetrag genannt.

Wer nicht genannt werden will, sollte dies bitte auf seiner Überweisung ausdrücklich vermerken.  
Beispielsweise: „Kein Name“.

Das Darmstädter Echo berichtet bis zum Ende des Jahres regelmäßig über diese Aktion, indem sie Spenderlisten veröffentlicht und über verschiedene Aspekte des Projekts berichtet.

ho  
11.11.2008

## Ein Raum zum Sterben

Hospizidee: Von Pilgerherbergen zu professionellen medizinischen Diensten

Früher waren Hospize Häuser, in denen Pilger und Wanderer versorgt und Kranke gepflegt wurden. Von diesen Einrichtungen leitet sich der Name der heutigen Hospize ab. Sie wollen sterbenskranken Menschen ein Heim geben und ihnen bis zum Tod beistehen. Die durchschnittliche Verweildauer im einem stationären Hospiz beträgt zwei bis vier Wochen

Die Kranken sollen in dieser Phase möglichst ohne Schmerzen und Beschwerden sein, umgeben von Familie, Freunden und Betreuern. Umfragen zeigen, dass sich dies bis zu 90 Prozent aller Menschen wünschen – doch die überwiegende Zahl der Menschen – vor allem in den Städten – sterben in Kliniken und Pflegeheimen.

Im Jahr 1967 wurde St. Christopher's Hospice in Sydenham bei London gegründet. Dort werden jährlich 2000 Patienten und ihre Angehörigen betreut. Das Jahr 1967 markiert den Beginn der modernen Hospizbewegung.

Die 1995 gegründete Deutsche Hospiz-Stiftung, eine Patientenschutzorganisation für Schwerstkranke, will den Gedanken weiterverbreiten, dass das Hospiz weniger ein Ort, als eine Lebenshaltung ist. Hospize sind vom Krankenhaus oder Seniorenheimen unabhängige Pflegeeinrichtungen. Finanziert werden sie über Spenden, die gesetzliche Krankenversicherung und über die Pflegekassen. In ein Hospiz aufgenommen werden Menschen, die an einer schweren, unheilbaren und weit fortgeschrittenen Erkrankung leiden, wenn ihnen in Kliniken nicht mehr weiter geholfen werden kann und wenn keine Möglichkeit zur ambulanten Versorgung – entweder durch spezielle Hospizdienste oder Angehörige – besteht. Voraussetzung für die Einweisung in ein Hospiz ist die Verordnung des behandelnden Arztes.

Die Hospizarbeit hat in der Regel vier Schwerpunkte: Die ärztliche Betreuung wird meist von niedergelassenen Ärzten übernommen. Sie versuchen die Beschwerden der Patienten zu lindern. Die psychosoziale Begleitung umfasst die soziale und emotionale Unterstützung der Sterbenden und ihrer Angehörigen. Hinzu kommt die Betreuung der Betroffenen durch Seelsorger.

Charakteristisch für die Arbeit in den stationären Einrichtungen ist die enge Zusammenarbeit von Pflegekräften, Ärzten, Sozialarbeitern, Theologen und ehrenamtlichen Hospizhelfern. Die Hilfsangebote stehen den Betroffenen rund um die Uhr zur Verfügung – und auch die Angehörigen erhalten Unterstützung, wenn sie es wünschen.

Palliativ- und Schmerzmediziner sind sich einig, dass der Bedarf an Hospizeinrichtungen mit dem demografischen Wandel steigt. Nach Angaben der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin in Berlin stehen bundesweit im Schnitt etwa 20 bis 30 stationäre Hospiz- und Palliativplätze pro eine Million Einwohner zur Verfügung, notwendig wären jedoch mindestens 50 Plätze, so die Ärzte.

In Hessen gibt es nach Angaben des Sozialministeriums in Wiesbaden derzeit etwa 106 ambulante Hospizinitiativen und zehn Hospize. Die Landesregierung unterstützt die ehrenamtlichen Hospizgruppen mit einer Anschubfinanzierung. Im Landeshaushalt sind dafür in diesem Jahr 100 000 Euro vorgesehen.

ine  
12.11.2008

## Bilder vor und nach dem Tod

Grenzerfahrungen: Walter Schels und Beate Lakotta haben Sterbende in Hospizen aufgesucht und porträtiert

Bei den Darmstädter Hospiztagen hielt Walter Schels, Fotograf aus Hamburg, einen Lichtbilder-Vortrag über die Entstehungsgeschichte des Buches „Noch mal leben vor dem Tod“.

Das nächste Lichtbild, bitte. „Tja, die kleine Elmira...“ Die Projektionswand ist ausgefüllt von zwei Schwarzweiß-Porträts eines zarten Mädchens mit Babybäckchen und glänzendem, leicht geöffnetem Knospemund. Auf dem zweiten, gleichgroßen Bild scheint sie zu schlafen. Die kleine Verschattung am linken Auge kaschiert den Gehirntumor, der an dieser Stelle heraushängt.

„Tja“. Einen winzigen Augenblick ringt Fotograf Walter Schels (72) um Fassung und atmet hörbar tief durch. Es ist sehr still im Vortragsraum des Katholischen Bildungszentrums Darmstadt. Denn das kleine Mädchen, dessen iranischer Name „Niemals sterben“ bedeutet, konfrontiert alle mit dem Unausweichlichen, über das sich nur leicht reden lässt, wenn man gesund und sorglos ist: das Sterben.

Im Jahr 2003 haben sich Walter Schels und seine 30 Jahre jüngere Lebensgefährtin Beate Lakotta, Redakteurin im Medizin- und Wissenschaftsressort des „Spiegel“, die Aufgabe gestellt, Sterbende aufzusuchen und sie journalistisch und fotografisch zu porträtieren. Die Bilder sollten nicht nur vor, sondern auch unmittelbar nach dem Tod der Schwerstkranken gemacht werden. Ein Hospiz in Berlin war die erste Anlaufstelle.

Eigentlich wollte das Paar jedes Wochenende zurück zu seinem Wohnort Hamburg fahren, aber das Projekt nahm beide so gefangen, dass sie sich während ihres vierwöchigen Berlinaufenthaltes nur einen einzigen freien Nachmittag gönnten. Von frühmorgens bis Mitternacht führten sie viele Gespräche mit Hospiz-Bewohnern und ließen sich von ihnen durch deren Leben führen.

Sobald der Todesfall eingetreten war, sollten die Hospiz-Mitarbeiterinnen und -mitarbeiter Schels und Lakotta auf dem Handy anrufen, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Die Arbeiten an ihrem Projekt, aus dem sich das Buch „Noch mal leben vor dem Tod“ entwickelte, zogen sich von 2003 bis Mai 2005 hin. Darin verarbeiteten der Fotograf und die Journalistin auch Bilder und Schicksale von Menschen aus drei weiteren Hospizen und Palliativstationen.

Was hat Walter Schels angetrieben, sich auf diese Weise mit dem Sterben auseinanderzusetzen? Er war neun, als das Haus seiner Eltern bombardiert wurde. Die Bilder von Leichen und abgerissenen Körperteilen verfolgten ihn in seinen Albträumen. Der Schock saß so tief, dass er Jahrzehnte später weder den Anblick seines gestorbenen Vaters noch den seiner toten Mutter ertragen konnte. Entschlossen kämpfte er gegen seine Angst an.

Weil „ein Hospiz der einzige Ort ist, wo man mit Menschen über den Tod sprechen darf“, wurden Hospize vorübergehend zu seinen Arbeitsstätten. „Darf ich Sie fotografieren, wenn Sie nicht mehr leben?“ So direkt durfte er sein Anliegen freilich nicht formulieren, denn viele Sterbende hoffen noch bis zuletzt auf Wunder. Denen, die ihm die Erlaubnis erteilten, weil sie sich von ihm geachtet und geehrt fühlten, gab er das Versprechen, sie im Tode so schön wie möglich, jedoch ohne die Wahrheit zu verfälschen, abzulichten. Wer sich mit allen versöhnt hat,

stirbt leichter Bei Schels Vortragsveranstaltungen werden die Toten lebendig, bekommen wieder eine Geschichte, lösen Mitgefühl aus. Wie Elmira. Nach zwei Fehlgeburten war ihre gottesfürchtige iranische Mutter überglücklich über die Geburt von Zwillingen. Aber eins von ihnen, Elmira, kränkelte. Bei ihr wurde ein Gehirntumor festgestellt. Eine Operation brachte keinen Erfolg, neun Wochen zog sich der Todeskampf des kleinen Mädchens hin.

Schels und Beate Lakotta erlebten den tiefen Schmerz der iranischen Familie mit, deren Haus von Trauer erfüllt war. Nach der letzten Aufnahme von der kleinen Toten verabschiedeten sie sich, wollten zurück nach Hause. Beim Tanken an einer Raststätte betrachtete Schels seine Probe-Polaroids genauer und entschied: Das passt nicht, ist nicht gut genug. Er fuhr zurück in das beklemmende Trauerhaus und packte erneut seine Kamera aus.

Es sei erstaunlich, sagt der Fotograf, wieviele Menschen ihr Leben lang nicht in der Lage seien, über ihre Gefühle zu sprechen und sich anderen zu öffnen. Wie „Herr Vöge“, 50 Jahre alt, erster Fahrradbeauftragter der Stadt Berlin. Ein Gehirntumor zerstörte sein Sprachzentrum. Als er sich seiner Frau endlich mitteilen wollte, konnte er es nicht mehr.

Oder die 80 Jahre alte Waltraud. „Drei Wochen lang saß sie auf dem Bett wie eine Prinzessin auf der Erbse, trank Piccolo aus der Schnabeltasse, scherzte mit dem Hospiz-Personal und wollte ihren Mann nicht sehen“. Sie verübelte ihm, der in ihrer langen, nicht eben glücklichen Ehe immer der Dominante war, dass er sie in das Hospiz „abgeschoben“ hatte. Kurz vor ihrem Tod ließ sie ihn rufen, und es kam zu einer versöhnlichen Aussprache. Tags darauf sei sie „ohne Mühe“ gestorben, erzählt Schels.

Bewegt schildert er die unerwartete Begegnung mit einem Kollegen, der im Hamburger Hospiz seinen zweiundfünfzigsten Geburtstag mit über 50 Gästen feierte. Und doch fühlte sich der Werbefachmann, eine Kämpfernaut, einsam und ungeliebt. Als seine Mutter, mit der er immer im Streit gelegen hatte, von ihm Abschied nehmen wollte, warf er sie tobend aus dem Zimmer. Er starb nachts auf einem Stuhl, allein.

Menschen, die sich nicht mit anderen versöhnen können, scheiden schwerer aus dem Leben, hat Schels festgestellt. Die persönliche Grundeinstellung, der Charakter, verstärkte sich am Lebensende noch. Der Sparsame werde geizig, der Großzügige noch großzügiger. Manche schikanierten das Hospiz-Personal, andere – wie Edelgart, 67, – brächten sogar ihr eigenes Transistorradio mit, um dem Hospiz Strom sparen zu helfen.

In den drei Jahren Recherchearbeit für Buch und Fotos haben Walter Schels und Beate Lakotta viel geweint und gelacht. Lachen sei gesund, Weinen aber auch, betont der Fotograf. Jetzt hat er keine Angst mehr vor Toten. Aber für das Sterben kann sich der Zweiundsiebzigjährige immer noch nicht begeistern.

Petra Neumann-Prystaj  
12.11.2008

**„Hier werde ich zum ersten Mal verhätschelt“**

Kultur: Petra Afonin hat Eindrücke aus Hospizen in ihrem Chanson-Programm „Bevor ich gehe, bleibe ich“ verarbeitet

Mit ihrem beeindruckenden Bühnenprogramm „Bevor ich gehe, bleibe ich“ eröffnete Petra Afonin am vergangenen Wochenende im Staatstheater die Darmstädter Hospiztage.

„Ich bin eine Suchende“, so beschreibt sich die Kabarettistin und Chanson-Sängerin Petra Afonin (Tübingen). Und eine Mutige. Das kann man der gebürtigen Stuttgarterin schon nach kurzer Bekanntschaft attestieren.

1988 hat sie das Theaterstück „Der Nächste bitte“ geschrieben, in dem es um Krebskranke und ihre Angehörigen geht. Vor neun Jahren wollte sie das Thema Sterben und Tod auf die Bühne bringen und fing an zu recherchieren. Das Ergebnis ist ihr im Jahr 2000 erstmals gezeigtes Programm „Bevor ich gehe, bleibe ich“, eine Mischung aus Theater, Kabarett und Chanson. Es soll ein Anstoß für das Publikum sein, nicht nur über den Tod, sondern auch über die Liebe und das Leben nachzudenken. Während ihrer Recherchen lernte sie das Hospiz St. Hildegard in Bochum kennen. Es ist in einer alten Villa untergebracht, und das Personal feierte gerade das fünfjährige Bestehen der Einrichtung, als sie es zum ersten Mal betrat. Es wirkte freundlich, offen und keineswegs beklemmend auf sie. Dass es ambulante Hospizdienste gibt, hatte sie lange Zeit nicht gewusst. Auch unter einem stationären Hospiz konnte sie sich wenig vorstellen. Dabei erscheint ihr der Hospiz-Gedanke in der heutigen Gesellschaft nur allzu plausibel: Schwerkranke brauchen einen Ort, um bis zuletzt ein selbstbestimmtes Leben führen zu können.

Die Seele eines Hospizes ist das Personal. Petra Afonin war beeindruckt vom „Überengagement“ der Mitarbeiterinnen, und sie hat ihnen in „Bevor ich gehe, bleibe ich“ ein kleines Denkmal gesetzt. Alles dreht sich im Hospiz um die „Gäste“ und ihre Wünsche. Wer nachts um vier noch ein Spiegelei haben will, bekommt eins. Es gibt keine starren Arbeitszeitregelungen, und nur durch ihre Flexibilität und Mehrarbeit können die Mitarbeiterinnen das Ziel, es dem Gast während seiner letzten Tage so angenehm wie möglich zu machen, erreichen. Zusätzlich zu ihrer Arbeit organisieren sie auch noch Flohmärkte, um den Etat des Hospizes aufzubessern.

„Manche Helferinnen haben aufgegeben, aber die, die geblieben sind, wollen gar nicht mehr weg“, sagt die Kabarettistin, die bei ihren Tournée durch Deutschland schon einige Hospize aufgesucht hat. Eine Bewohnerin ist ihr in Erinnerung geblieben, eine alte, abgearbeitete Frau. „Mir ist es noch nie so gut gegangen wie hier“, habe ihr diese anvertraut. „Hier werde ich zum ersten Mal verhätschelt“.

Im Bochumer Hospiz gehörte die Kabarettistin schon fast zur Familie. Sie wirkte bei der Gestaltung von Sommer- und Weihnachtsfesten mit, half beim Waffelbacken, verkaufte Blumen unter dem Motto „Lasst Blumen blechen“, organisierte Lesungen und eine Gemäldeausstellung und machte das Haus damit auch für Menschen interessant, die keinen Bezug zu einem Hospiz haben.

Der Medienpreis 2000 der Deutschen Aids-Stiftung, den sie für ihr Programm bekommen hat, und der Künstlerpreis der Bundesarbeitsgemeinschaft Hospiz sei „unser aller Preis“ gewesen, meint Afonin. Ihr Beispiel steckte Schauspielkollegen aus Bochum an. Mit Lesungen und Unterhaltungsprogrammen öffneten sie das Hospiz für die Allgemeinheit und nahmen Besuchern die Schwellenangst.

pep  
12.11.2008